

Viertes Kapitel.

Buntes Leben und Treiben im Hause. Gute Freunde
und Nachbarn und dergleichen. Haus- und Tischregeln.
Die normannische Bonne. Die Großmutter in der
„wunderschönen Stadt.“

„Mit einer Kindheit voll Liebe kann man ein halbes
Leben hindurch für die kalte Welt haushalten“ — sagt ein
Dichter. Und hat er nicht recht? Gewiß 's ist gut, wenn
der Lebensmorgen nicht weichlich lüde, sondern frisch wie
ein Frühlingmorgen ist; aber deswegen braucht in ihm
doch der kalte Reif nicht herabzufallen, der der Blume schon
im Aufblühen einen Knickfang fürs Leben giebt. Liebe und
Licht haben auch uns begrüßt am Anfang des Lebens. So
klein die Stadt damals war, so barg sie doch eine Anzahl
trefflicher und bedeutender Männer, die weit über sie hin-
aus wirkten. Dichter, Maler, Architekten und Gelehrte,
Musiker fanden sich zusammen. Jung-Stilling und
Hebel, der allemannische, unvergleichliche Dichter und Erz-
zähler, Weinbrenner, der in seiner Art geniale Archi-
tekt, waren kurz erst gestorben, aber andere an ihre Stelle
getreten. Noch erinnere ich mich wohl des Kränzchens „der
alten Garde,“ zu der die alten „Römer“ gehörten, d. h.
die in Italien ihre Jünglingsjahre verlebte, wie Hübsch,
Rachel, Eisenlohr u. a., die mit ihren Frauen regelmäßig

zusammen kamen, reihum im Hause. Die großen Portefeuilles wurden geholt, das Neueste in Kupferstich und Malerei gezeigt, hier eine Skizze eines Bildes, dort eines Baues oder Medaillons, kurz jeder gab das Beste. Nach dem Essen wurden Schreibspiele gemacht, Frage und Antwort aufgeworfen und gegeben — noch habe ich etliche der besten aus jener Zeit aufbewahrt, voll Geist und Leben. Dann geschah es wohl, daß einer der Freunde beim Punsch improvisierte. Wir Kinder wurden zwar, nachdem wir unsere Duetten gesungen, wieder abkommandiert ins Bett, lauschten aber doch verstohlen an der halboffenen Thür. Wir bewunderten nur den genialen Mann mit dem schönen, interessanten Kopf und dem langen, wallenden Haare, wie der Verse machen konnte ohne sich weiter zu besinnen, und schnappten nur da und dort ein Wort auf, von denen mir eines geblieben ist, als er das „Frauenlob“ sang:

Die beste der Frauen

Soll jeder in seiner eigenen schauen.

Das machte auf mich unverstanden einen tiefen Eindruck, und kann heuer mir nach vierzig Jahren sagen: der Mann hat vollkommen recht gehabt.

Daß wir aber früh schon vor andern musizieren und singen mußten, das kam nicht daher, daß die Eltern mit uns paradierten wollten, sondern um uns unbefangen inmitten der Menschen zu erhalten und die Ziererei uns abzugewöhnen. Sodann aber wollten sie uns den Sinn einpflanzen, daß jedem Recht eine Pflicht entspreche, d. h. also nur unter

der Bedingung das Vergnügen, daß man selbst etwas dabei leiste und beitrage. Nichts war der Mutter verhaßter als Sentimentalität, Egoismus und dergleichen. Wenn sich da einer in Gesellschaft so hinsetzte als der „große Unverständene“ und an sich die Leute vorüberziehen ließ, als sei er eigentlich viel zu gut für sie, oder sich niederließ mit dem Anspruche: „Bitte, unterhalten Sie mich nun gefälligst,“ ohne auch nur selbst einen Finger dazu zu regen, oder sich so an den Thürpfosten aufhielt, gelangweilt und langweilend, — da war sie schonungslos darüber her. „Wenn man euch auffordert, zu spielen oder zu singen,“ sagte sie, „nur flugs dran und keine Floskeln: Ach, ich geniere mich u. s. w. Je länger ihr euch ziert, desto mehr erwarten die Leute, und 's ist doch nichts, was ihr könnt. Also frisch euer Lied gesungen und dann aufgestanden.“ (Denn es giebt auch „Klebeplaster“ am Klavier, die immer fortmachen, ohne daß man sie bittet.) Wir sollten's früh lernen, daß ein Mensch dem andern Freude machen soll. — Dazu halfen uns namentlich auch die Aufführungen an Vaters Namenstag (dem Karlstage) und andern festlichen Gelegenheiten. Die Größeren erfannen das Stück, sei's nun eine Charade oder irgend etwas, und die andern spielten mit. Da wurde Wochen vorher im Atelier geschneidert und gepappt, Ritterrüstungen fabriziert, alles auf den festlichen Tag hin. Was wurde da nicht von Sinn und Unfönn zusammen gebrant! Nichts macht aber so los von der Befangenheit, als eine Rolle spielen. Daß wir nicht über-

mütig wurden und vom Lobe nur sehr homöopathische Tropfen bekamen, dafür sorgte die Mutter treulich.

Ebenso hörten wir in der Jugend viel und gute Musik. Die Eltern hatten damals den ersten und einzigen Streicherischen Flügel aus Wien, und so kamen Künstler von Rang zu den Eltern, und noch erinnere ich mich des Abends, wo Spohr und Strauß mit einander spielten. Quartette und Trio's, auch das Septuor von Beethoven, altitalienische Sachen für Chor wurden aufgeführt, und nach der Musik hieß es: „Kinder, ins Bett.“ Kurz, wir fühlten den Odem einer geistigen Welt. Es bezeichnet die Mutter ganz, wenn sie mich als vierjähriges Kind, als erstes Gedicht Schillers „Hoffnung“ auswendig lehrte und ich die unverstandenen Worte aufs ernsthafteste recitierte. Waren doch damals Jean Paul und Schiller ihre Lieblingsdichter, und konnte Vater die großen Balladen Schillers fast alle auswendig! Ach, welcher Schauer durchging uns, wenn er den Taucher deklamirte! Und welches Lachen, wenn er den Kaiser und den Abt von Bürger unter einem großen weißen Tuche vortrug, aus welchem ein Anderer mit den Händen hervorgestikulirte!

Wie sich doch die Erinnerung anheftet an allerhand Nägel! So steht, wenn ich einen farbigen Lampion in einem Garten sehe, mir immer noch der Jubiläumstag, da der Vater sein 25jähriges Jubiläum als Professor feierte, vor Augen. Unten im Garten standen seine Schüler aus alter und neuerer Zeit, jeder einen Stock mit farbiger Lampe

tragend, ein vierstimmiger Männergesang tönte herauf — auf rotem Seidenpapier war das Lied gedruckt, davon mir nur das Wort geblieben, das drin vorkam (nach der Melodie: Heil dir im Siegerkranz):

Er wandle froh die Bahn,
Künstler, Freund, Biedermann.

Er lebe lang und hoch!

Er lebe hoch!

Wir Kinder schauten im Nachthemdchen oben herunter — ich wußte nicht, um was es sich handelte. Ich sah nur die Thränen im Auge des Vaters und fühlte, daß es heute abend wieder einmal „herrlich“ gewesen.

Auch eines großen Maskenballs entsinne ich mich. Alle Freunde und Verwandte des Hauses sah ich plötzlich in anderer Gestalt. Die Tante, die sonst braune Haare hatte und gewöhnlich eine große Haube trug, sah aus wie eine Fürstin, war mit einem Male schneeweiß von Haar und hatte eine Krone auf, und der Herr Baurat sah aus wie ein spanischer Ritter — und die Mutter kannte ich vollends gar nicht mehr, denn sie hatte eine Maske auf. Aber als wir zu Bette lagen, da kam sie wie immer, that die Maske ab und küßte uns und ließ uns unser Gebetlein sagen. Das versäumte sie nie, mochte sie hingehen wohin es war. Ich war so froh, daß das doch unsere Mutter wieder war unter der häßlichen schwarzen Maske — und lange mußte ich drüber nachdenken, warum denn die Menschen auf einmal so anders gekleidet⁷ gewesen wären an diesem Abend?

Von den „vier Tanten,“ die damals in unser Haus kamen, steht in den „vergangenen Tagen“ des Mehreren zu lesen, und was dazumal Bruder Lindemann geleistet. Ich kann sie nicht alle nennen „die Bülker,“ die damals durch unser Haus gingen; ich weiß nur, daß wenn die Rouleaux im „schönen Zimmer“ gelüftet wurden und das gelbe Plüsch-Kanapee zum Vorschein kam, das bedeutete immer einen Gast. Nur die Namen von Thortwaldsen, Rauch, Cornelius, Schwanthaler, Karl Rottmann sind mir noch geblieben.

Von Zeit zu Zeit kam auch Großherzog Leopold zum Vater, welcher an dem Fürsten mit außerordentlicher Liebe hing. Als derselbe noch Markgraf war, war er oft Wochen lang mit ihm in Baden und Ebersteinschloß. Vater erzählte mit besonderer Liebe von jener Zeit, als einer hochpoetischen und idyllischen. Kam der Großherzog, da spannten wir alle darauf, ihn zu sehen und ihm die Hand zu geben. Einmal nahm er Einen von uns lange auf den Arm, und noch heute ist's ein Friedenszankapfel, ob Bruder Max oder ich die Ehre hatte, auf dem Arm des gütigen Fürsten zu sitzen und ihn, auf seinen großen Stern auf der Brust weisend, zu fragen: „Was hast denn du für ein schönes Ding da?“

Trotz all der Unruhe des vielen Besuchs wußte doch die Mutter die Hausordnung mit fester Hand aufrecht zu erhalten. Ging's noch so spät in die Nacht hinein — deswegen wurde des Morgens keine Viertelstunde länger geschlafen oder so „nachgeduselt“. Jedes mußte wieder an

seinem Posten sein. Das kalte Waschen des Morgens von Kopf bis zu Fuß war zwar nicht eines jeden Passion, aber es wurde keinem geschenkt. Zu Weihnachten hatte jeder ein großes Zinkgefäß bekommen, worin man stehen konnte, um sich zu begießen, und wurde auch jedem auf die Wanderschaft zur Universität später mitgegeben. Wir nannten das Ding „Suwaroff,“ von jenem russischen Generalissimus, der sich angeichts aller seiner Reußen des Morgens mit eiskaltem Wasser übergieß. — So großen Widerwillen die Mutter vor allem ärztlichen Personal hatte, so fleißig dokterte sie doch selbst und führte allerhand „Verbesserungen“ ein. Unter anderem gab's statt des „gefährlichen“ Mokkakaffees des Morgens „Fruchtkaffee,“ ein ziemlich elendes Getränk, und nur an Sonn- und Festtagen „wirklichen“ Kaffee. Auch wurde versucht, einen Winter hindurch einer dicken Mehlsuppe des Morgens Eingang zu verschaffen. Da wir uns aber beklagten, daß wir in der Schule „ganz dumm von der Suppe seien,“ so wurde sie wieder abgeschafft. — Die Mutter hielt den Magen für den empfindlichsten Teil des menschlichen Körpers und hielt die Strafen, die in die Magenwände eingeschrieben seien, für die unvergeßlichsten. Wenn darum einer etwas pecciert hatte, so wurde ihm das Fleisch zu Mittag oder das „Dessert“ entzogen. Aber das Entziehen war nicht das Schlimmste, sondern daß man zusehen mußte, wie die andern so vergnüglich speisten. Bei größerer Bosheit gab's auch manchmal gar nichts. Sonst aber mußte alles gegessen werden, was auf den Tisch kam, und